

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 120. Bromberg, den 29. Mai 1929.

Das Geheimnis des Nonnensees.

Kriminal-Groteske von Frank F. Braun.

I.

Die Sonne malte goldene Taler auf die Steinstufen des Amtsgerichts. Das war an sich ungehörig, denn es gab keine goldenen Taler. Aber sie tat noch mehr. Sie schien auch in jenes Zimmer, das an der Flurseite der Tür das Emailleschild „Amtsrichter Schwepp“ trug, und stach einen spitzen Strahl dem Amtsrichter geradezu in die Brillengläser.

„Klinkhammer“, sagte der, „ziehen Sie, bitte, den Vorhang zu. Die Sonne stört.“

Klinkhammer, der eigentlich der Kriminalinspektion angehörte und hier nur aushilfsweise saß, erhob sich sofort und tat, wie ihm geheißen. „Wann kommt Herr Referendar Brendel zurück?“ wagte er zu fragen.

Der Amtsrichter war beschäftigt, sich ein Haar aus dem Handrücken zu reißen. Immerhin antwortete er: „Ende der Woche. Aber Sie werden wohl doch zunächst noch hierbleiben müssen.“ Er wußte nicht, daß dieses Wort prophetisch war. —

Ritsch! machte der Vorhang, dann verhängte er den Himmel. Im gleichen Augenblick verschwand auch die Sonne. Zögernd stand Klinkhammer; der Amtsrichter hob den Kopf; diese plötzliche Verfinsterung fiel auf. „Nun ist sie weg“, sagte er feststellend.

Ritsch! machte der Vorhang und gab den Himmel wieder frei.

Der Amtsrichter nickte. Aber da blitzte plötzlich der Wetterhahn drüben über dem Markt auf der Bürgermeisterei so hell, er blähte sich, er versuchte im schwachen Wind ein Kreischen hellen Hohnes — dann glühte er vollends auf. Die Sonne stand wieder da, hatte die Wolke beiseite geschoben und stach wie vorher mitten in das Zimmer, kitzelte den Amtsrichter.

Klinkhammer stand zögernd. „Warum lassen Sie denn nicht zu?“ rief der Amtsrichter, sofort geistesgegenwärtig.

Ritsch! machte zum drittenmal der Vorhang. Da begann aber auch schon die Sonne sich wieder zu verdunkeln.

Dieses neckische Versteckspiel wäre vielleicht noch eine ganze Weile so weitergegangen, aber Klinkhammer wandte sich vom Fenster ab. Die Sache wurde ihm einfach zu dumm. Zudem hatte sich der Amtsrichter erhoben.

„Ich bin unten im „Bären“, sagte er, „wenn etwas geschieht, können Sie mich holen.“

Mit dem Glockenschlag 12 schloß er die Tür des Amtszimmers hinter sich und ging die Treppe hinunter, schritt über den Markt zum „Bären“ hinüber.

Am Stammtisch saß Bürgermeister Gonschorek. Er war mit seinem Teller Geselchten beschäftigt.

„Geselchtes bekommt mir nicht auf nüchteren Magen“, sagte der Amtsrichter, „ich habe immer Sodbrennen danach.“

„Ich nicht“, äußerte Bürgermeister Gonschorek und kaute weiter. „Versuche dich zu gewöhnen; es ist nahrhafte und preiswerte Kost.“

Der Amtsrichter warf einen schiefen Blick unter seiner Brille hervor. Ein Beobachter hätte wenig Freundschaftliches darin festzustellen vermocht. Trotzdem waren der Bürgermeister und der Amtsrichter gute Freunde. Was man so Freunde nennt. — Anfangs hatte ein Aufeinanderangewiesensein sie veranlaßt, sich im Verkehr miteinander einer Höflichkeit zu befleißigen, die mit der Zeit in wohlwollende Gleichgültigkeit eingeschlafen war. Sie hatten die einfachste Form des Lebens gefunden, um miteinander auszukommen; sie taten einander nichts Böses.

„Was gibt es Neues?“ fragte der Amtsrichter.

Der Bürgermeister entdeckte — den Bissen schon in der Schwebe — noch eine Borste an diesem Leichenteil und entfernte sie mit spitzen Fingern. „Wir werden einen Zirkus haben,“ sagte er.

„Was werden wir?“

Der Bürgermeister griff das Gesuch aus der Tasche. „Ein gewisser Pablo Forto beantragt auf der Lerchenwiese seine Schaustellungen . . .“

„Wer?“

„Na, lies doch selber!“ Hieß dieser Direktor nicht Pablo Forto? Er nahm den Bogen noch einmal zurück. „Hier steht es ja: Paul Starke, genannt Pablo Forto.“

Der Amtsrichter hatte sich zurückgelehnt. Plötzlich, als der Bürgermeister ihn ansah, mußte er husten. Aber es war nur, daß der andere seine Erregung nicht merken sollte, nicht die Röte sehen, die ihm da das Gesicht färbte.

„Wir werden . . . du wirst doch nicht bewilligen?“

„Aber natürlich! Heute nachmittag ist Stadtverordnetenversammlung. Wir bewilligen!“

„Auf keinen Fall, Gonschorek!“

„Was hast du denn, Schwepp? Denke doch an die Steuern, die Pacht! Das Geld können wir ausgezeichnet gebrauchen. Ganz abgesehen davon, daß hier seit Jahren kein Zirkus war. Die Leute werden sich freuen, unsere und die vom Zirkus.“

„Ah!“ machte der Amtsrichter, und sein Kragen würgte ihn, „ich stimme dagegen.“

„Warum denn?“

Der Amtsrichter sprang auf. Eine blinde Wut trieb ihn plötzlich hoch. „Ich muß nach Hause,“ sagte er, „mir fällt da eben etwas ein.“ Er überraste den Pikkolo und stürmte hinaus.

Der Bürgermeister wollte sich wundern, aber dann wäre vielleicht das Geselchte abgekühlt — so ließ er sich denn von der Gemütsbewegung des Freundes nicht irritieren und aß weiter. — Nachher, beim Bier erst, steckte er das Gesuch des Pablo Forto wieder zu sich. Dabei stieß er in der Brusttasche auf diesen anderen Brief, den er heute morgen aus jener Aktentasche genommen hatte, die seiner Tochter Luzy als Schulmappe galt.

Luzy Gonschorek war achtzehn Jahre alt und wollte studieren. Vater Gonschorek lächelte dazu, aber er ließ sie immerhin sich auf das Abiturium vorbereiten . Ein Examen, wenn man es bestanden hatte, schadete nie in der Welt; das wußte er als Verwaltungsbeamter sehr genau. — Er war auch keineswegs erbost oder empört, als er in ihrer französischen Grammatik als Lesezeichen den Brief des jungen

Valentin Schwepp fand. Er nahm ihn nur heraus. Man wußte nie, wozu der Zufall gut war.

„Kollege Schwepp," wollte er sagen, „Ihr Sprößling schriftstellert. Wußten Sie das?" Und er hätte den romantischen Liebesbrief des Obersekundaners Schwepp vorgelesen.

Nun war der Amtsrichter davongelaufen. Aber dieser Brief seines Sohnes lief ja schließlich nicht davon. —

Der Amtsrichter war davongelaufen in der Bedeutung des Wortes. Hier drohte eine Katastrophe — hier lief man davon.

Er nahm in Sprüngen die Treppen zu seiner Wohnung.

Frau Sidonie öffnete. „Du schon? Ist etwas passiert?"

„Komm", sagte er und zog sie in sein Zimmer.

„Was denn? Du bist ganz rot!"

„Sidi, denke dir, der Zirkus Pablo Forto kommt hierher!"

Frau Sidi schreckte zurück. „Nein!"

„Jawohl. Ich erfuhr es soeben vom Bürgermeister Gonschorek."

Er sah seiner Frau nach, die mit langen, aber trotzdem überaus graziösen Schritten durch das Zimmer schritt. Immer warf eine Wand sie zurück. Hier die Tür, da das Fenster. Sie sprach nichts. Das ärgerte ihn. „Na!" machte er, und ein Gewitter drohte.

Frau Sidi wanderte. Sie beeilte das Tempo. Vielleicht merkte auch sie den drohenden Sturm und wollte sich retten. Aber wohin?

„Du hättest längst diese Briefschreiberei abbrechen sollen," sagte er, „jetzt haben wir die Bescherung. Der Kerl kommt hierher. Vielleicht benutzt er dich und mich als Referenz! Womöglich zeigt er deine alten Kontrakte vor — Sidi Bell, die Zirkusreiterin, Starnummer!" Er schlug sich auf die Schenkel. Irgendeine Wut ging jäh mit ihm durch und ließ ihn unsinnig übertreiben. „Die Frau Amtsrichter auf dem Schimmelhengst, vielleicht gastierst du!"

Frau Sidi tat einen Ruck. „Bist du betrunken?" rief sie und stand plötzlich vor ihm. „Was redest du da! Siehst du ein Verbrechen darin, daß ich alle Jubeljahre einen Geburtstagswunsch des alten Mannes empfing? Es war doch Zufall, daß er unsere Adresse erfuhr — damals, als wir heirateten."

„Damals ..." knurrte der Amtsrichter, ein bißchen schon abgekühlt von der tatkräftigen Abwehr seiner Gattin. „Du hättest nicht antworten sollen."

„Ich habe in den zwanzig Jahren unserer Ehe vielleicht fünf Briefe — was, Briefe — ein paar Zeilen geschrieben. Hat Pablo Forto uns jemals belästigt? Ward er ein einziges Mal aufdringlich? Hast du überhaupt noch von seiner Existenz gewußt, ehe dir heute der Name aufstieß! Und da stellst du dich hier hin und pöbelst mich an, wie ein Fuhrknecht!" Sie erwischte irgendwoher ein Taschentuch. „Hättest eben keine ... keine Zirkusreiterin heiraten dürfen. Habe ich damals darum gebeten!"

„Sidi," sagte er und spürte sein Unrecht, „wer redet denn davon! Du bist meine Frau. Die beste, die ich finden konnte; das soll wahr sein. Es ging halt mit mir durch. Stell' dir die Ungeheuerlichkeit vor, unsere Kleinstadt, diese Leute mit den angeborenen und erworbenen Lästermäulern erfahren, daß die Frau Amtsrichter früher Zirkusreiterin war!"

„Warum sollen sie es jetzt erfahren, da es zwanzig Jahre lang nicht bekannt war? — Laß mich nur machen. Ich werde zufällig einmal den Pablo Forto auf der Lerchenwiese allein zu treffen wissen. Man wechselt einige Worte, wie wir sie uns bisher schriftlich gaben — und der Fall ist erledigt. Ein Zusammentreffen ließe sich doch nicht ganz vermeiden."

Der Amtsrichter fuhr hoch. „Der Mensch kommt doch nicht hier ins Haus?"

„Selbstverständlich nicht."

Er trat an das Fenster. Dort stand sein Aquarium, aber er übersah es; er hätte jetzt den Landgerichtsdirektor übersehen. „Wenn nur der Brendel hier wäre," sagte er, „dann würde ich mit dir verreisen."

„Das wäre ungeschickt", entgegnete Frau Sidi. „Pablo Forto könnte nachfragen; schließlich denkt e r doch an dieses Wiedersehen, an dies einmalige Händeschütteln wie an eine kleine Freude. Er ist doch nicht beengt wie wir."

Über den Markt stampfte der dumpfe Schlag der zersprungenen Kirchenglocke.

„1 Uhr," rief der Amtsrichter, „ich muß hinüber." Er nahm seinen Hut. „Du meinst also, man soll den Pablo Forto ruhig einziehen lassen, ihm keine Schwierigkeiten machen, und bei Gelegenheit — im Anfang natürlich, damit er sich nicht etwa meldet — eine kurze Begrüßung."

„Ja, das meine ich", sagte Frau Sidi. „Verlaß dich hierin ganz auf mich. Ich werde ihm schon klarlegen, was es heißt, Frau Amtsrichter zu sein in dieser Stadt der fünfzigtausend Seelen."

Er nickte einen Gruß und ging hinaus.

Frau Sidi stand unbewegt. „Seelen . . .," sagte sie, „habe ich wirklich „Seelen" gesagt?"

Und während der Amtsrichter seiner Beschäftigung nachging — ihm wuchsen da diverse nie bemerkte Haare auf dem Handrücken — geschah in seiner Wohnung mit seiner Frau etwas Seltsames.

Wir kennen alle den schier unbegreiflichen Vorgang der Schmetterlingswerdung. Aus unscheinbarer Puppenhülle erwächst überraschende Farbenpracht. So etwas Ähnliches geschah Frau Sidi. Aus dem Grau ihres Alltags, aus der zwanzigjährigen Gleichgültigkeit erstand plötzlich eine Erinnerung, die bunt war wie ein Pfauenauge, leuchtend und verwirrend. Vor allem verwirrend. — Dieser so überaus sorgfältig festgelegte Alltag mit seiner Norm der Zweckmäßigkeit schien plötzlich sehr unwichtig. Er versank, er ward graue Puppenhülle, die man abstreifte, um in das Flitterkleid der Vergangenheit zu steigen.

Was lag alles in diesem Koffer! Hatte das alles einmal gelebt! Strandkleider — wann war man zuletzt an der See gewesen? Da war Valentin noch ein Kind; jetzt trug er die weiße Mütze der Obersekunda. Ein Schleier — nicht, ein Schleier, d e r Schleier — das Brautkleid. Sogar der Kranz — ah, er zerkrümelte . . . Sie sah auf den grünlichen Staub in ihren Fingern. — Glaube, Liebe, Hoffnung — eine Ankerbrosche, auch das! —

Aber dann fand sich der Gazerock, fanden sich der rosaseidene Trikot und die Bindesandalen. Frau Sidi, Frau Amtsrichter Schwepp, hielt die Wahrzeichen ihrer einstigen Kunst in der Hand wie etwas Fremdes, Heiliges, an das sie aber dennoch eine weiche Wehmut band. Sie saß auf der Kante des verstaubten Koffers in der Wäschekammer und ließ den Stoff durch ihre Finger gleiten. Die Zeit rauschte vorüber, aber man merkte es nicht. — Und plötzlich versank diese kahle Wäschekammer, und es tat sich eine strahlende Weite auf, wölbte sich hoch das Zeltdach, und herab flutete das Licht festlicher Bogenlampen. Da war auch Musik. Goldenes Blech lärmte posaunenartig; irgendwo wieherte der Schimmelhengst Sarazene. Und es pochte an die Tür, der Direktor Forto klopfte und rief: „Fräulein Sidi, sind Sie noch nicht fertig? Ich lasse jetzt die Clowns in die Manege!" Da beeilte sich Sidi. Sie warf die Küchenschürze ab, sie suchte die Haken des Rockes . . . Sie war drauf und dran, in das fleischfarbene Trikot zu steigen, als draußen die Flurtür ging und ein schwerer Schritt den Korridor entlangkam . . .

Sie erzitterte. Sie stand im Unterrock, ihre Bluse war geöffnet. Sie wollte — wußte nicht, was sie wollte, da vernahm wohl Herr Schwepp Geräusche, als er gerade die Kammertür passierte — und öffnete sie.

Er fand seine Gattin in stillosem Dekolleté, sah dies Gazeröckchen, das fleischfarbene Trikot, und — es kam so über ihn — er mußte lachen. Aber zu sagen wußte er nichts. Was war hier zu erklären? Er hatte auch nichts zu fragen. Alles war klar. „Es wird Zeit," sagte er, „es ist gleich 3 Uhr. Jeden Augenblick kommt der Junge aus der Schule."

Frau Sidi, entgöttert, wieder Amtsrichtersgattin, verschloß mit rotem Kopf den Koffer. Er ging schwer zu, obgleich nicht mehr darin war als vorher; denn das bißchen ihrer Seele, das da hangengeblieben war am Gazerock oder am Trikot, das nahm auch hier im Koffer noch keinen Raum in Anspruch.

Amtsrichter Schwepp stand vor seinem Aquarium. Wir wissen nicht, wer wir sind, dachte er . Ich habe eine Kunstreiterin geheiratet, und sie wurde eine gute Frau, war am Ende ganz Frau Amtsrichter. Im Koffer schläft die Kunstreiterin. Wir haben also einen Koffer; man muß ihn gut unter Verschluß halten. — Das war die Betrachtungsweise eines gemäßigten Denkers, der dieser Zufälligkeit des Auftauchens eines Pablo Forto Herr werden würde.

II.

Dort, wo die bis dahin gepflasterte Straße es aufgab, sich zur Stadt zu zählen, wo sie schlichte Landstraße mit nur noch festgestampftem Boden ward, dort am Ausgang der Stadt lag das kleine, einstöckige Haus, das Peter Hinz bewohnte. Peter Hinz war mit der Lage seines Häuschens sehr zufrieden; es isolierte wenigstens ein klein wenig. Man saß nicht mittendrin im Bienenschwarm einer Geschäftigkeit, die diese Leute so wichtig Beruf und Arbeit nannten. Peter Hinz war ein bewußter und gewollter Einsiedler; wenngleich der letzte Antrieb dazu weniger seinem Willen als einer Veranlagung entsprang. Er war Schriftsteller, wenigstens ward er so in den Akten und Papieren der Stadt rubriziert. Den Bürgern war er ein Dorn im Auge. Ihn

erkannten sie nicht an, seine Schriften kannten sie nicht, seine Lebensweise verkannten sie.

Er selber wich ihnen aus. Er war Stadtverordneter, aber wie er dem Referendar Brendel gegenüber äußerte, er machte nur geringen Gebrauch davon. Das war vielleicht sein Fehler. Jede Absonderung wird als Kränkung empfunden von den Zurückbleibenden. Daß sie ihm Dornen im Auge waren, wußten sie nicht. Sie hätten sonst verstanden, daß er mehr litt als sie. Ihnen war er, die einzelne Person, unerfreuliche Erscheinung; er mußte mit 50 000 multiplizieren.

Es gab Tage, an denen ihm dies wie ein Entsetzen bewußt ward, an denen er fühlte, wie er an dieser Stadt krankte. Am Geiste dieser Stadt — besser an ihrem Nichtgeiste, an ihrer Stumpfheit und verdämmernden Sattheit. Es gab diese Tage; Depressionsphasen, die er krampfhaft niederzwang. Wir sind alle Menschen, wir sollen sogar in der Anlage gleich sein. Aber der Referendar Brendel hatte ihn ausgelacht. „Mensch, Hinzpeter," sagte er, „seid doch zufrieden, wenn ihr Unterschiede spürt! Ich weiß nicht, ich komme mir immer so gräßlich alltäglich vor — und ich möchte so gern mal glänzen."

Peter Hinz saß in seinem Garten. Er sah dem Gärtner zu, der da die Beete ausjätete.

In Reihen geordnet, standen die Tulpen wie Soldaten, stocksteif, dumme Blumen. Aber den goldgelben Löwenzahn, der da mit Müh' und Not sich zwischen ihrer Paradeaufstellung hindurchgezwängt hatte an das Licht, den riß der Gärtner aus und steckte ihn in den großen, braunen Sack. Ein ganzer Sack voll Unkraut.

„He!" wollte Peter Hinz rufen, „lassen Sie gefälligst den Löwenzahn!" Aber er sagte den Satz doch nicht. Der Mann war ja gekommen, das Unkraut auszuroden; und gelber Löwenzahn, auch wenn er um Sympathie warb im Lebenskampf zwischen jenen steif aufgedrehten Tulpen, Löwenzahn war nun einmal Unkraut. Warum wohl war Löwenzahn Unkraut? sann Peter Hinz . . . Er war Unkraut schon im Samen, der gefiedert durch die Luft segelte. — Das war gewiß eine Überlegung, die Peter Hinz trotz der beschwichtigend streichelnden Sonne nicht sonderlich froh stimmte.

„Herr Doktor," sagte die Haushälterin und wischte ihre Hände an der Schürze ab — sie sagte stets Herr Doktor, obgleich sie wußte, daß sie den Titel zu Unrecht anwandte — „es gibt heute Rindfleisch mit Meerrettichsauce."

„Das essen Sie wohl sehr gern?" meinte er. „Gab es dies doch erst am Montag."

„Ich frage ja nur", sagte sie schnippisch.

„In einer halben Stunde tragen Sie das Essen auf, nicht wahr? Es ist so gut wie fertig! Da fragen Sie!" Dieses Weib fiel ihm auf die Nerven. Und es hatte einmal eine Zeit gegeben, damals, als er sie zu sich nahm — unbegreiflich war das heute — da war sie ihm mehr als angenehm gewesen. — Wir sterben jeden Abend, und der Morgen gebiert uns neu; wie sollten unsere Empfindungen die gleichen bleiben! — Es war nicht ihre Schuld schließlich. Er beherrschte sich. „Ist gut", sagte er freundlich.

Aber Centa Basler, immer in Kampfstimmung — es war so ihre Natur, sie wäre entrüstet gewesen, hätte jemand ihr etwa ein zänkisches Wesen nachgesagt — Centa sagte: „Lächeln Sie mich nicht so falsch an. Sie sind ja doch wütend. Aber das ist immer der Dank. Sie wollen mich wohl los sein; wir sind zu lange zusammen, was?"

„Reden Sie doch nicht diesen Unsinn." Er hatte gar nicht zugehört. Er kannte diese Ausbrüche. Ihn störte nur noch der Tonfall, der Worte achtete er nicht mehr.

„Den Mund lasse ich mir nicht verbieten! Und was ich spreche, ist nie Unsinn!"

Der Gärtner drüben beim Tulpenbeet horchte auf.

„Dann reden Sie in der Küche," bat Peter Hinz, „ich habe Kopfschmerzen."

„Wenn ich mich einen ganzen Morgen in die Sonne setzen wollte, hätte ich auch Kopfschmerzen!"

„Ich ruhe mich aus," sagte Peter Hinz, im unklaren Gefühl sich wirklich entschuldigen zu müssen, „ich habe die letzten Nächte geschrieben. Mein Roman ist fertig. Er ist schon zur Post."

Centa Basler drehte sich um. „Ist was Rechtes", murmelte sie, und laut dann, vernehmlich: „Ein vernünftiger Mensch schläft nachts. Sie haben den ganzen Tag Zeit zu schreiben."

(Fortsetzung folgt.)

Der Diamant.

Von Bodo M. Vogel.

Haben Sie schon einmal einen Diamanten gefunden —? Nein, nicht wahr? Na also, dann können Sie sich wohl auch keinen Begriff davon machen, wie es Hyazinth Honeymoon zumute war, als er eines Tages durch die Straßen Chicagos stapfte, dabei in einer Pfütze einen glänzenden Gegenstand bemerkte und ihn aufhob.

Teufel, das war ein Diamant!

Nun, Hyazinth war ein ehrlicher Mann. Er hielt es natürlich für seine selbstverständliche Pflicht, den Fund sofort auf der nächsten Polizeiwache abzugeben.

Hyazinth war aber auch ein vorsichtiger Mensch. Darum verspürte er gegenüber den Leuten von der Polizei ein gewisses Mißbehagen, das ihm anriet, allzu nahe Berührungen mit ihnen zu vermeiden.

Honeymoon entschloß sich deshalb, den Diamanten seinem Besitzer persönlich zurückzuerstatten. Aber leider hatte dieser vergessen, bei seinem Stein Namen und Adresse zu hinterlassen.

Tja, was war da zu machen?

In plötzlicher Erkenntnis schlug sich Hyazinth vor den Kopf. Mit fiebernden Händen suchte er die letzten Cents, die sich noch in seiner Westentasche vorfanden, zusammen und stürzte in die Annoncenannahme des „Daily Morning Prayer, wo er folgende kleine Anzeige aufgab:

Diamant 57 Karat **gefunden.**
Abzuholen gegen Erstattung der Unkosten bei
H. Honeymoon, 62, Straße 15, 8 links

Eigentlich wollte Hyazinth hinter „Abzuholen gegen Erstattung der Unkosten" noch hinzufügen „und gegen Belohnung." Aber ein solcher Gedanke war ihm doch zu verwegen, und außerdem war er auch der sicheren Erwartung, daß sich diese Angelegenheit schon von selbst regeln würde. Er bezahlte daher nicht gerade leichten Herzens seine 60 Cents und ging zu einem daneben wohnenden Juwelier.

„Auf wie hoch schätzen Sie diesen Diamanten?" fragte er den Händler, ihm den Fund überreichend. Der Juwelier betrachtete den Stein, zuckte die Achseln und sagte: „Von dem Zeug bekommen Sie bei mir das Dutzend für einen halben Dollar. Dieser Stein hier ist übrigens noch nicht einmal eine gute Imitation. Bei mir können Sie bessere haben — —".

Hyazinth ging bei diesen Worten der Atem aus. Für diesen Glasscherben hatte er den Rest seines Vermögens (60 Cents) aufs Spiel gesetzt, noch dazu zu einem edlen Zweck und ohne irgendwelche Hintergedanken! War das nicht zum Verzweifeln? Er brummte etwas in den Bart von späterem Wiederkommen und verließ fluchtartig den Juwelierladen. — An diesem Abend legte sich Honeymoon schon um 6 Uhr zu Bett.

Am andern Morgen in aller Frühe schreckte ihn die Flurklingel aus süßen Träumen auf. Ein Herr stand vor ihm und sagte:

„Komme wegen des Diamanten — 57 Karat — gestern verloren — vielen Dank! — Wieviel bin ich Ihnen schuldig? Danke schön!"

Wie man sich wohl denken kann, war der gute Hyazinth sprachlos vor Überraschung. So sprachlos, wie es nur ein Mann sein kann, den man schon um zehn Uhr morgens unter solchen Umständen aus dem Bette aufscheucht. So geschah es denn auch, völlig unbewußt sozusagen, daß er mit der rechten Hand den „Diamanten" hinreichte, während er die linke weit öffnete und antwortete: „70 Cents macht es — sechzig für die Annonce und zehn für den Weg."

Der Fremde war großzügig, rundete den Betrag auf drei Dollar auf und machte sich eilig mit dem 57karätigen davon. Plötzlich fiel Hyazinth ein, daß er noch nicht gefrühstückt habe, und zwar während der letzten 72 Stunden noch nicht ein einziges Mal. Er warf sich daher in Gala, kletterte die acht Etagen hinunter, die ihn vom Niveau des Lebens trennten und eilte in die nächste Frühstücksstube.

Wenn diese Einzelheiten hier mit solcher Genauigkeit erwähnt werden, glaube man nicht, daß sie für den Gang der Geschichte ohne Interesse wären. Im Gegenteil! Bei unserer Erzählung, die sich wirklich zugetragen hat, ist auch die geringste Kleinigkeit von Bedeutung. Denn wenn nämlich Hyazinth an jenem Morgen nicht zum Frühstück gegangen wäre, dann hätte sich auch der wichtigste Vorfall seines Lebens nicht ereignet.

Als er gegen Mittag in seine Wohnung zurückkehren wollte, klopfte ihm plötzlich jemand auf die Schulter. Hya-

zinth schrak schuldbewußt zusammen, aber es war nur der Portier des Hauses, in welchem er wohnte.

„Ach, Mister Honeymoon“, rief er, „das ist gut, daß Sie kommen! Es sind schon 27 Leute dagewesen und haben nach Ihnen gefragt. Heute nachmittag kommen sie wieder.“

Hyazinth glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Also siebenundzwanzig, nein achtundzwanzig sogar mit dem Herrn von heute früh, die alle ihre Diamanten verloren hatten! Waren denn die Leute verrückt?

Ja, allem Anschein nach mußten sie es sein. Oder ...? Nein, diese Halunken! Diese Gauner! ahnte er plötzlich den Zusammenhang der Dinge.

Es gibt Augenblicke, in denen man, vor die Wahl gestellt, nie geahnte Talente in sich verspürt. Hyazinth ging es in diesem Fall ebenso. Er fühlte sich plötzlich von einem hemmungslosen Geschäftssinn, der nach Entfaltung strebte, besessen. Daher sagte er zu dem Portier:

„Wenn die Herrschaften wiederkommen, lassen Sie sie einen Augenblick warten. Dann schicken Sie sie bitte einzeln zu mir herauf. Ich komme gleich wieder.“

In aller Eile kehrte er zu dem Juwelier, bei dem er am Tage vorher gewesen war, zurück, kaufte drei Dutzend Diamanten, das Dutzend zu 50 Cents, ging in sein Zimmer, nahm an seinem Schreibtisch Platz und harrte der Dinge, die nun kommen sollten.

Und tatsächlich, die siebenundzwanzig „Verlierer“ des „Diamanten“ kamen wieder. Jeder von ihnen schob mit dem verschmitzten Lächeln den Glasscherben in die Tasche, nachdem er dafür die Insertionskosten und ein paar Dollar als Finderlohn bezahlt hatte.

Den ganzen Nachmittag herrschte ein geheimnisvolles hin und her im Hause 15 der 62. Straße. Und auch die nun folgenden Tage war es nicht anders. Denn die von nun an im Inseratenteil aller Zeitungen immer wieder erscheinende kleine Anzeige Hyazinths brachte stets mehr Leute auf den naheliegenden Gedanken, daß auch sie einen Diamanten „verloren“ hatten. Und jeder von ihnen glaubte dem biederen Honeymoon einen schönen Streich gespielt zu haben.

Man denke doch: Einen Diamanten von 57 Karat für 60 Cents und einen angemessenen Finderlohn! War das nicht ein Bombengeschäft?

Und wenn einige von den „Verlierern“ später doch bemerkten, daß nicht Hyazinth sondern sie selbst die Hereingefallenen waren, so wagte doch niemand, sich darüber zu beschweren. Denn wie hätten sie es auch tun können, da sie sich doch selbst ihrer eigenen Gaunerei beschuldigten. In dem Augenblick, in welchem diese Zeilen veröffentlicht werden, ist Hyazinth Honeymoon bereits ein reicher Mann. Seine Geschäfte haben einen solchen Umfang angenommen, daß er schon eine eigene Glaswarenfabrik errichtet hat, die ihn mit den nötigen „Diamanten“ versorgt. Ein eleganter Ford-Wagen bringt ihn von Stadt zu Stadt, wo er unter ständig wechselndem Namen seinen „Geschäften“ mit Eifer obliegt.

Und da sage noch einer, daß in USA das Geld nicht auf der Straße liege!

Fälscher und Fälschungen.

Die gefälschten Bilder der Schriftstellerin Lena Christ. Die Münzfälschungen v. Frauendorffers. — Ein Reinfall des Louvremuseums in Paris.

Von Max Rose.

Daß auf Kunstauktionen Riesensummen umgesetzt werden, und daß die Käufer zu den reichsten Leuten gehören, ist allgemein bekannt. Ebenso aber, daß diese reichen Leute nicht immer die Kunstverständigsten sind. Und so ist es nur natürlich, daß sich intelligente, in Dingen von Moral und Ehre aber laxe Begriffe vertretende Personen der „unkundigen“ Reichen in ihrer Art annehmen. Man trägt ihrem Geschmack Rechnung, denn man weiß, daß die Zeiten längst vorüber sind, wo z.B. in einer Residenzstadt eine prächtige alte Krone aus Bergkristall von dem Besitzer zu einem lächerlich geringen Preise verkauft wurde, nur weil dieser eine „moderne“ Krone haben wollte. Die modernen Reichen kaufen „antike“ Kunstgegenstände, oder wenn es sich um Gemälde und Bildwerke handelt, nur solche von berühmten Meistern.

Um diesem Bedürfnis abzuhelfen, wird — nachgeholfen. Echte Antiquitäten und berühmte Meister sind nicht alle Tage für billiges Geld erhältlich, und da — fälscht man sie. Die Zahl der Fälscher hat sich vergrößert und eine förmliche Industrie für Fälschungen hat sich heraus gebildet.

Die Zahl gefälschter Bilder ältester und berühmter Meister der neueren Zeit, die im Besitz öffentlicher und privater Sammlungen und einzelner Personen sind, ist gar nicht festzustellen. Man kann die Zahl aber ruhig als riesengroß bezeichnen. Es ist kaum zu glauben, wie die plumpsten Fälschungen die gläubigsten Liebhaber finden. Wie selten ist es, daß die Fälschungen überhaupt entdeckt werden, und noch seltener, daß die Fälscher so tragisch enden, wie vor wenigen Jahren die hochbegabte Münchener Schriftstellerin, die unter dem Namen Lena Christ prächtige Schilderungen des bäuerlichen Lebens ihrer bayrischen Heimat veröffentlicht und der die Kritik den Ehrennamen des weiblichen Ludwig Thoma gegeben hat. Sie hatte sich von namenlosen Malern Bilder verschafft, auf diese den Namenszug berühmter Meister schabloniert und sie dann an Kunsthändler und Sammler verkauft. Eine Skizze „Tirolerin“ verkaufte sie als „Defregger“ für 25 000 Mark nach Hamburg, einen „Stuck“ brachte sie für 11 000 Mark an, einem Münchener Kommerzienrat, der Schleich sammelt, hatte sie einige „Schleich“ signierte miserable Bilder angehängt. Als die Fälschungen entdeckt wurden und die Fälscherin vor den Strafrichter sollte, nahm sie Gift, und so endete ein Leben, das zu größten Hoffnungen berechtigte.

Der tragische Fall Christ war noch nicht in Vergessenheit, als eine zweite Fälscheraffäre die Öffentlichkeit beschäftigte. Der frühere bayrische Eisenbahnminister von Frauendorffer hatte sich das Leben genommen, weil er antike Goldmünzen gefälscht hatte und vor den Strafrichter sollte. Frauendorffer, selbst ein hervorragender Münzenkenner und glücklicher Sammler, hatte außergewöhnlich seltene antike Münzen, die nur in ganz wenigen Exemplaren existieren, so geschickt gefälscht oder — fälschen lassen, daß sie von den Originalen kaum zu unterscheiden waren.

Wie geschickt oft bedeutende Kunstwerke gefälscht werden, dafür lieferte der Reinfall des Louvre-Museums in Paris einen Beweis. Es hatte die Tiara des Saitaphernes erworben, und alle Kenner hatten dieses goldene Kunstwerk für echt erklärt. Schließlich meldete sich ein russischer Goldschmied Ruchmowski, und lieferte den Beweis, daß das Kunstwerk als Fälschung von ihm hergestellt war.

Die Fälschungen echter französischer, englischer und deutscher Gobelins sind überaus zahlreich. Für die Fälschungen alter Silbergegenstände hat sich in Paris eine Industrie gebildet, die in der Seinestadt ganze Straßen besetzt hält.

Im Jahre 1902 wurde eine antike Statue in London zum Verkauf gestellt, und ein bekannter Kunstkenner wollte sie für 40 000 Mark erwerben. Im letzten Augenblick wurde er durch einen Konservator des British Museums gewarnt. Daraufhin veröffentlichte eine englische Zeitschrift ein richtiges Handbuch zum Gebrauch für Antiquitätenfälscher.



Bunte Chronik



* **Fünftausend Renntiere wandern ins Schlachthaus.** Eine englische Handelsgesellschaft besitzt im Norden der kanadischen Provinz Manitoba ein eigenes Gelände von mehr als 2500 Quadratkilometern, das lediglich der Renntierzucht dient. Auf diesem Riesengelände weiden durchschnittlich rund zwanzigtausend Renntiere, die dann einzeln oder herdenweise an Siedler, Jäger, Eskimos oder an Zoologische Gärten verkauft werden. Kürzlich ist zu diesen Abnehmern ein neuer Kunde hinzugetreten, ein amerikanisches Schlachthaus. Es hat mit der englischen Gesellschaft vor kurzem den größten Abschluß auf diesem Gebiet getätigt. Dem Vertrag zufolge gehen nicht weniger als fünftausend Renntiere auf einen Schlag über die amerikanische Grenze, um den Feinschmeckern in den Vereinigten Staaten den bisher unbekannten Genuß des Renntierbratens zu verschaffen. Er soll im Geschmack dem feinsten Rinderfilet am nächsten kommen.

Lustige Rundschau



* **Galante Antwort.** Sie: „Wie alt sind Sie eigentlich, Herr Mulle?“ — Er: „Arm in Arm mit Ihnen fordere ich ein Jahrhundert in die Schranken, gnädige Frau!“

* **Frechheit.** Der Richter fragt den Verurteilten: „Haben Sie noch etwas zu bemerken, das Ihre Strafe mildern könnte?“ — „Ja, ich bitte um ein Sofa in meiner Zelle!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.